

Etwas vom Karbol

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Rote Kreuz : offizielles Organ des Schweizerischen Centralvereins vom Roten Kreuz, des Schweiz. Militärsanitätsvereins und des Samariterbundes**

Band (Jahr): **26 (1918)**

Heft 11

PDF erstellt am: **29.06.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-546593>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

lichen Tätigkeitsdrang ausüben zu können. Der winterschlaffe Organismus wird in den Frühlingsrausch hineingerissen und versucht zunächst, das natürliche Müdigkeitsgefühl zu überwinden; er zieht aber meist den kürzeren und fällt der Frühlingsmüdigkeit zum Opfer. Das Sonnenlicht, das so belebend wirkt und alle Eindrücke verschärft, wirkt andererseits auch auf die Haut, insbesondere die Gesichtshaut, und ruft eine Erhöhung der Temperatur hervor mit der Folge, daß der Körper mehr Wärme als sonst ausstrahlt. Um diese Wärme zu ersetzen, erhöhen wir unsere Bewegungs-

fähigkeit. Wir verbrauchen zuviel Kraft und ermüden daher. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß man der Sonnenbestrahlung auszuweichen suchen soll. Im Gegenteil. Man soll sie im Anfang nur nicht gleich in allzu großen Dosen genießen, wenn man der Frühlingsmüdigkeit und ihren Folgen, die für schwache und blutarme Personen und ältere Leute mit schwachem Herzen recht unangenehm werden können, entgehen will. Wer vorsichtig ist und sich nicht gar zu unbesonnen in den Frühlingsrausch hineintreiben läßt, kann leicht dem Müdigkeitsgefühl vorbeugen.

Etwas vom Karbol.

Es gab eine Zeit — und sie liegt noch gar nicht weit zurück — wo Karbol Trumpf war. Ja, man kann fecklich behaupten, daß dieses Medikament, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, so recht tief in den Volksgebrauch gekommen ist. Welche Mühe hatten wir doch bei Anlaß von Samariterkursen, dem Publikum den Gebrauch dieses Allheilmittels auszureden!

Kein Wunder, denn es ist seinerzeit nicht zu Unrecht berühmt geworden und es hat eine Epoche gegeben, wo die Erfindung des Karbols Tausenden von Menschen das Leben gerettet hat. Wir meinen die Lister'sche Zeitepoche. In den 60er Jahren entdeckte Lister die Wirkung des Karbols als feimtötendes Mittel. Er war der erste, der es angewandt hat. Die großartigen Erfolge erfüllten im Nu die wissenschaftliche Welt mit Staunen. Man denke doch: Früher hieß es: Erst operieren wir, dann aber muß es eitern, es kommt dann nur noch darauf an, ob der Eiter ein gutartiger oder ein böser ist. War er gutartig, dann um so besser, war er aber böse, dann war eben nichts dagegen zu machen, es mußte so sein. Eine Wunde mußte ja eitern! Daher das Wort des berühmten Chi-

rurgen Ambroise Paré: «Je vous ai opéré, Dieu vous guérira».

Und nun kommt so ein Lister und behauptet, er werde eine Wunde setzen und sie ohne Eiterung heilen lassen! „Unmöglich“, sagten die einen, „Zufall“ die andern. Und doch war es so, die Wunden heilten zum größten Teil ohne Eiterung.

Lister war der Ansicht, die Mikroben, welche den Eiter verursachen, schweben in der Luft, sie hängen an den Wänden, sie sind überall. So Unrecht hatte er vielleicht nicht, in vielen Fällen nicht. Deshalb ließ er die Wände mit Tüchern ausschlagen, die in Karbol getränkt waren, die Luft wurde mit einem Karbolspray vollständig durchfeuchtet. Ueber das Operationsfeld rieselte das Karbol, über die Hände der Operierenden. Ueber den Operationstisch floß es, am Boden strömte es. Wehe dem Bazillus, der sich in solch einen Operationsaal wagte, er mußte auf Karboltröpfen stoßen und elendiglich zugrunde gehen.

Ach, wer sie noch erlebt hat, die schöne alte Karbolzeit! Welche Mengen dieser Flüssigkeit erfüllten Schalen, Tücher, Boden des Operationszimmers. Wie schön roch alles nach diesem Karbol! Wie interessant waren

doch Ärzte, Assistenten und Schwestern, die aus dem Spital kommend, so „nach Karbol rochen“! Und heute? In vielen Spitälern wird das Karbol nur schwer zu finden sein, im Operationsaal ist es in die hinterste Ecke verdrängt, bloß einige besondere Instrumente genießen noch das Vergnügen. Wie ist das so gekommen?

Wenn die Listerische Theorie lückenlos richtig war, so mußten alle Eiterungen total verschwinden. Aber siehe da, wohl nahmen sie gewaltig ab und doch zeigten sich dann und wann immer wieder frische Eiterungen schlimmster Natur und mehr noch, die Wunden bekamen ein schmieriges Aussehen, die Ränder wurden nicht selten schwärzlich, starben ab. Ja, noch mehr, die Operierenden spürten die Nachteile des Karboles am eigenen Leibe, nicht etwa nur der Patient. Denn gar nicht selten stellten sich bei Arzt, Assistent oder Schwestern schlimme Folgen ein, es trat Erbrechen auf, Diarrhoe, der Urin wurde trübe und grünlichschwarz. Kurz, es bestanden die Zeichen einer Nierenentzündung mit Zersetzung des Blutes. Und je mehr Patient oder Arzt mit Karbol in Berührung gekommen war, desto häufiger und intensiver gestalteten sich die Zeichen der Vergiftung, denn um eine solche handelte es sich eben.

Man ging der Sache nach. Es zeigte sich, daß das Karbol die Eigenschaft hat, die kleinsten Gefäße zusammenzuziehen und zwar auf lange Zeit hinaus. Dadurch entstand ein Absterben derjenigen Gewebszellen, die vorher durch diese Gefäße ernährt worden waren. Es kam zur Gangrän, oder zum „Brand“, wie der Name volkstümlich heißt. Die reinsten bakterienfreien Wunden wurden brandig und bildeten sodann einen vorzüglichen Nährboden für später hinzugekommene Bakterien. Also zu viel des Guten!

Und dann zeigte es sich, daß unsere Nieren und unser Blut gegen Karbol ganz verschieden empfindlich sind. Es gibt Leute, die von diesem Stoff in Wunden ungestraft recht

viel vertragen können, während andere sofort mit Vergiftungszeichen reagieren. Da man das aber zum voraus nicht unterscheiden kann, läßt man einen so gefährlichen Stoff lieber von vorneherein weg oder braucht ihn nur mit der größten Vorsicht.

Aber noch ein weiterer Nachteil haftet am Karbol für die Operierenden: Man frage einmal eine Operationschwester, was sie sagt, wenn sie ein paar Stunden lang, mit in Karbol getauchten Händen Seide einfädeln muß! Sie wird es bald nicht mehr tun können, denn das Karbol ertötet vorübergehend das Gefühl, man bekommt das Gefühl von Taubsein an den Fingern, kann nichts mehr anfassen. Daher auch die Gefahr bei Anwendung von Karbol als Ueberschläge bei Wunden und bösen Fingern, wie wir das leider früher oft gesehen haben. Wie oft sind Fingerspitzen brandig geworden, nur weil sie von Laien, in leichtsinniger Nachahmung chirurgischer Sitten, mit Karbolüberschlägen behandelt wurden. Nicht von Ärzten, denn die kannten die Gefahr und kontrollierten fleißig, wohl aber von Unberufenen, denen das Karbol in jeder Apotheke in beliebigen Mengen zu Gebote stand.

Es ist lange gegangen, bis man nach den Vorteilen des Karbols im Publikum auch an dessen Nachteile zu glauben begann. Unendlich war die Anwendung dieses Universalmittels. Wir erinnern uns mit besonderem Vergnügen an den Karbolspazierstock, der in seinem hohlen Schaft Karbolwatte, Karbolgaze, Karbolseife, Karbolbinden, Karbolheftpflaster enthielt und der besonders Samaritern recht angeboten wurde. Damals feierte das Karbol wahre Orgien, Haarwasser, Schuhwische und alles, was, von oben nach unten oder von unten nach oben gerechnet, zwischen hinein gehört, war mit dem berühmten Karbol getränkt.

Wie gesagt, heute ist die Ernüchterung gekommen, das Karbol ist allerdings nicht verdrängt, sondern in die ihm gebührende

Stellung zurückgewiesen, wo es sehr gute Dienste tut. Darum, daß man es verdrängt hat, ist es nicht etwa zum alten Gerümpel zu werfen, nur das Gebrauchsfeld ist ein anderes geworden. Es fällt auch niemandem ein, dem Petroleum seinen Nutzen abzuspochen, weil wir Leute elektrisches Licht eingeführt haben. Glücklicherweise sind aber wir, daß es aus den Köpfen der Samariter verschwunden ist, und noch mehr freuen werden wir uns, wenn sein Geschwisterkind, das Lysol, einmal dasselbe Schicksal ereilt.

Das Karbol hat das Schicksal so vieler

andern Errungenschaften geteilt, hinauf und hinab. Man hat es eben nicht immer richtig angewendet, erst mußte man es kennen lernen, bis dahin hat man Lehrgeld bezahlen müssen. Aber darum wollen wir es ja nicht verachten, ohne das Karbol hätten wir heute die Mephistis nicht, die uns wirklich erlaubt, Operationen eingreifendster Natur vorzunehmen, ohne Eiterungen befürchten zu müssen. Die falschen Wege sind nicht immer umsonst, nur durch sie erreichen wir die sichere Orientierung, durch das Dunkle müssen wir zum Licht.

J.

Zahnschmerzen.

Fast ebenso oft, wie man das Wort Zahnschmerzen liest, so oft liest man auch von irgendeinem unfehlbaren Mittel dagegen, und da das Zahnweh leider sehr verbreitet ist, so sind die dagegen angepriesenen Mittel ebenso häufig, was allerdings auf ihre Unfehlbarkeit ein besonderes Licht wirft. Item, wir wollen nicht verfehlen, unsern Lesern zur Abwechslung ein neues derartiges Mittel vorzuführen, das wir der deutschen medizinischen Wochenschrift entnehmen und das schon deshalb wohl Anspruch auf Beachtung hat.

Dr. du Mont hatte heftige Zahnschmerzen, die weder durch Zahnabseiligung noch durch Jodeinpinselungen nachlassen wollten. Da zog besagter Dr. du Mont den Duft kölnischen Wassers so kräftig in die Nase hinein, daß einige Tropfen der Flüssigkeit bis zur Nasenschleimhaut emporgerissen wurden und siehe: Die Zahnschmerzen waren sofort verschwunden. Er bezog das ganz richtig auf die Einwirkung des im kölnischen Wasser enthaltenen Schwefeläthers auf die Schleim-

haut und setzte die Versuche in dieser Form bei seinen Patienten fort, indem er ihnen mittelst erbsengroßen Wattebäuschchen Schwefeläther je nach dem Sitze der Zahnschmerzen in das linke oder rechte Nasenloch brachte, worauf er die Patienten mit leicht zurückgelehntem Kopf die Nase etwas zusammendrücken ließ. Die Nethertropfen werden dadurch ausgepreßt und können so auf die Schleimhaut einwirken. Der Erfolg stellte sich bei erkrankten Zähnen und Wurzelhautentzündungen sofort ein, namentlich bei rheumatischen Zahnschmerzen. Der Vorgang ist sehr leicht erklärlich: Die schmerzleitenden Nerven werden dadurch betäubt, und die Schmerzäußerung gelangt nicht mehr zum Gehirn. Ebenso selbstverständlich ist es, daß diese Betäubung nicht von Dauer sein kann, sondern nur so lange anhalten wird, als die Einwirkung des Aethers. Daneben kann man sich damit trösten, daß unterdessen die Entzündung der Wurzelhaut oder des Nerven von selbst aufhört, so daß eine weitere Anwendung des Mittels unnötig wird. J.